

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Schatzinsel Verlages

Beate Teresa Hanika
Rotkäppchen muss weinen
Roman



Preis € (D) 12,95 € (A) 13,40 sFr 23,90 (UVP)

224 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-596-85336-6

Fischer Schatzinsel

Ab 12 Jahren

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Samstag

Als Lizzy und ich die Villa entdeckt haben, hat es die Jungs aus der Siedlung noch gar nicht gegeben. Na ja, gegeben natürlich schon, nur gewohnt haben sie woanders. Da, wo jetzt die Siedlung ist, waren nur Wiesen und Felder und ein kleiner Teich, voll mit Entengrütze. Darin haben wir im Sommer gebadet, es gab einen Steg, man konnte Anlauf nehmen und ins Wasser springen. Wir haben uns an den Händen gehalten dabei und versucht, so weit wie möglich zu springen. Fliegen üben, nannten wir das.

Den Teich haben sie dann zugeschüttet, der nahm zu viel Platz weg, zwei Doppelhaushälften stehen jetzt auf dem Teich, und die Leute in den Doppelhaushälften wissen nicht mal, dass wir früher dort geschwommen sind, Lizzy und ich.

Nachdem der Teich weg war, sind wir zur Villa. Wir haben schwarze Totenköpfe auf weiße Bettlaken gemalt und in die Fenster gehängt, als Zeichen, dass die Villa uns gehört. Uns alleine, und Lizzy hat gesagt, das macht nichts, dass die Piratenflaggen eigentlich anders herum sind. Weiß auf schwarz. Es kommt bloß auf den Versuch an.

In der Not muss man improvisieren, hat sie gesagt. Natürlich haben die Jungs uns ausgelacht, als sie die Flaggen gesehen haben. Mit ihren Rädern haben sie die Villa umkreist, wieder und wieder, und haben miteinander geflüstert, damit wir nicht hören, was sie als Nächstes vorhaben. Dann haben sie Steine durch die Fensterlöcher geworfen und *He, ihr Weicheier* zu uns raufgebrüllt, und Lizzy und ich haben im Wohnzimmer vom bösen Friedrich gegessen und nicht zu atmen gewagt.

Mann, Lizzy, hab ich gesagt, die machen Hackfleisch aus uns, wenn sie uns erwischen.

Die Steine sind neben uns eingeschlagen, keine großen, aber doch so groß, dass es wehtat, wenn man zufällig davon getroffen wurde. Einer hat das Bild vom bösen Friedrich zerschlagen, das, auf dem er die Uniform trägt, wo er so grimmig aussieht; das hat so laut geklirrt, da haben sie aufgehört mit Werfen, und Lizzy hat geflüstert: Noch ein Stein, und die können mal sehen, was passiert, wenn sie sich mit uns anlegen.

Sie war nämlich der Meinung, die Jungs seien schuld an der Sache mit dem Teich. Jemand musste ja schuld sein, und die Jungs waren die Ersten, die wir zu fassen bekamen. Einer wohnte sogar in so einer Doppelhaushälfte, ein kleiner, dicker Junge, der immer Kaugummi kaute und damit riesige, apfelgrüne Blasen machen konnte.

Dafür sollten sie büßen, dass sie jetzt dort wohnten.

Dann kam der nächste Stein, er traf Lizzy an der Schulter, und da sprangen wir auf und warfen zurück. Alles, was uns in die Hände kam, und als Lizzy einen alten Zinn-

krug aus dem Fenster schleuderte, hörten wir sie fluchen und auf die Räder springen. Wir spähten seitlich an unseren Flaggen vorbei, ob sie auch wirklich wegfuhr. Der kleine, dicke Junge hat noch seinen Kaugummi auf meinen Fahrradsattel geklebt, als Rache sozusagen, einen riesigen grünen Klumpen, da kann man heute noch die Reste erkennen. Wir haben gesehen, wie er ihn aus dem Mund geholt hat, und ich hab mir noch gedacht, Gott sei Dank klebt er keinen Popel dahin. Die werden sich hüten, hat Lizzy gesagt.



Am Samstag stürzt Opa.

Er wollte die Treppe hinunter, zum Altglascontainer, und da ist er gestürzt, sagt er. Weil die Nachbarin, die Frau Bitschek, wieder ihren Kinderwagen im Treppenhaus stehen gelassen hat. Die Frau Bitschek war Opa schon immer ein Dorn im Auge, die kommt nämlich aus Polen und hat fünf kleine Kinder, die immer Radau machen und im Treppenhaus herumspringen, und wenn Opa dann mit ihr reden und ihr sagen will, dass die Kinder Ruhe geben sollen, dann schüttelt sie nur den Kopf und sagt: Nix verstehen! Und Opa glaubt, die versteht ihn sehr genau, die will bloß nicht.

Das ist das Problem mit diesen Leuten, die wollen bloß nicht, sagt er.

Bei dem Sturz hat er sich die Hände aufgeschürft und am Knie verletzt, das Knie, wo er vom Krieg eine Schussver-

letzung hat, das tut ihm sowieso tagaus, tagein weh, und jetzt kann er es gar nicht mehr bewegen, sondern muss Eisbeutel darauf legen und still halten, sonst fährt ihm der Schmerz durch den ganzen Körper, vom großen Zeh bis in die Haarspitzen.

Was kann ich dafür, dass er hingefallen ist, sag ich.

Meine Mutter liegt in ihrem abgedunkelten Schlafzimmer, und das ist auch gut so, da kann ich ihre Leidensmiene nicht sehen. Neben dem Bett stehen die Medikamente und ein Glas Wasser, alles nur schemenhaft erkennbar. Sie hält meine Hand fest, weil sie weiß, wie unbehaglich mich ihr Zustand macht. Meistens geh ich zu Lizzy, wenn es wieder so weit ist. Ich nehme mein Rad und lege einen Zettel auf den Küchentisch, oft ist sie sauer, wenn sie den Zettel findet, weil ich mich nicht um sie kümmerge. Um Lizzys Mutter muss sich niemand kümmern, die hat nie Migräne. Bei Lizzy darf man auch immer laut sein, die Musik so laut hören, wie man will, und wann immer man Lust dazu hat, darf man den ganzen Tag herumschreien. Manchmal, wenn wir zu laut Musik hören und im Zimmer herumspringen, klopft der Nachbar von unten gegen die Decke. Dann hören wir auf damit, und Lizzys Mutter kommt ins Zimmer und legt den Finger an die Lippen.

Pause, sagt sie dann, und Lizzy und ich sind so lange still, bis wir fast vor Lachen platzen.

So ist das bei Lizzy.

Malvina, sagt meine Mutter, bitte.

Sie riecht nach Tigerbalsam, den tupft sie sich auf die Schläfen, weil sie sich einbildet, die Kopfschmerzen

werden davon besser. Ich finde, davon wird einem erst recht übel. Der Geruch verfolgt mich durch meine ganze Kindheit, ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals anders gerochen hat.

Ich weiß ganz genau, was sie von mir will. Ich soll mich um Opa kümmern, mir will sie den schwarzen Peter zuschieben, weil sie genau weiß, dass Opa jedes Mal auf ihr herumhackt, wenn sie ihn besucht. Er sagt dann, dass sie schon immer so schwächlich ausgesehen hat und dass sie nie wieder in ihrem Beruf arbeiten wird, wenn sie so weitermacht wie bisher, und dann sagt er, wie alt ist die Malvina jetzt eigentlich, dreizehn? Da hast du ja ganz schön lange Erziehungsurlaub.

Opa kann richtig gemein sein.

Soll ihm doch die Frau Bitschek was zu essen bringen, das war schließlich ihr Kinderwagen, sag ich.

Meine Mutter seufzt leise. Sie weiß genauso gut wie ich, dass Opa wahrscheinlich gar nicht gestürzt ist. Er erfindet solche Dinge, wenn er einsam ist, und seit Oma nicht mehr lebt, ist er ziemlich oft einsam.

Ich geh nicht alleine, sag ich, ich bin sonst nie alleine da.

Sie seufzt wieder und drückt meine Hand.

Gestern warst du doch auch alleine, sagt sie, du musst ja nicht lange bleiben.

Du hast ja nur Kopfschmerzen, weil du selber nicht hinwillst, fahr ich sie an.

Durch ihren Körper geht unmerklich ein Ruck, und ich ziehe meine Hand weg.

Das Essen steht in der Küche, sagt sie.
Damit ist das Thema für sie erledigt.

Das ganze Haus ist dunkel, Anne telefoniert in ihrem Zimmer, ich kann sie dumpf durch ihre Zimmertür hören, während ich den Korb und meinen Fahrradschlüssel aus der Küche hole.

Du könntest auch mal was tun!, schrei ich vor ihrem Zimmer. Extra laut. Damit meine Mutter zusammenzuckt und ihre Kopfschmerzen noch schlimmer werden.

Verpiss dich!, schreit Anne zurück.

Ich hänge den Korb an meinen Lenker und radle los; das ist gar nicht so einfach, weil der Korb hin und her schlenkert und ich höllisch aufpassen muss, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Eigentlich darf ich gar nichts an den Lenker hängen, weil das viel zu gefährlich ist, aber das ist mir heute gleich. Ich muss durch die ganze Stadt, einen steilen Berg hinunter, der heißt Galgenberg, ich spüre den Fahrtwind im Gesicht und lasse das Rad einfach rollen, überlege, ob ich die Augen schließen soll, wie Lizzy das ab und zu macht. Sie macht das, um mich zu ärgern.

Ich bin blind!, schreit sie dann, sag mir, wann die Ampel kommt ...

Ganz unten ist nämlich eine Ampel, da muss man ganz schön auf die Bremsen steigen, wenn man so richtig in Fahrt ist. Ich tu dann so, als hätte ich keine Angst um sie, aber natürlich hab ich Angst, da kann ich nichts dagegen tun, schließlich ist sie meine beste Freundin.

Mach das nie wieder, sag ich jedes Mal, wenn wir unten nebeneinander vor der Kreuzung stehen, und Lizzy zuckt bloß mit den Schultern und grinst mich an, alte Tranntüte!

Ich mache ganz kurz die Augen zu, nicht ganz, durch die Schlitze kann ich verschwommen die Lichter der Ampel näher kommen sehen wie grüne Weihnachtskerzen, Häuser sausen links und rechts an mir vorbei, und jemand ruft etwas, jemand, der zwischen den Autos am Straßenrand steht und winkt, natürlich sehe ich nur einen verschwommenen, blauen Klecks, sonst nichts, aber ich höre, was er ruft.

He Rotkäppchen, ruft er, und ich mache die Augen wieder auf, und da ist er auch schon neben mir, der Junge aus der Siedlung.

Wir bremsen vor der Ampel, die dummerweise natürlich gerade auf Rot umspringt, und der Junge packt mich am Arm.

Bist du nicht ganz dicht, sagt er atemlos.

Er kann ja nicht wissen, dass ich die Augen nicht ganz zu hatte, und ich tu so, als wäre das ganz normal, nichts Besonderes, etwas, das ich jeden Tag mache.

Ich zucke mit den Schultern und grinse überlegen. Wie Lizzy.

Fährst da mit einem Affenzahn den Berg runter, mit geschlossenen Augen, ich glaub, ich spinn!

Ich hab dich nicht um deine Meinung gefragt, gebe ich zurück und schüttle seinen Arm ab, damit ich den Korb wieder geraderücken kann.

Der hat mir ja gerade noch gefehlt. Schlimm genug, was er über die Villa erzählt hat, so als käme ihm das gerade recht, dass die Neubausiedlung immer größer wird, dass sie die Villa abreißen, jetzt, wo klar ist, dass sie uns gehört, Lizzy und mir und nicht ihnen, ist ja logisch, dass ihm das stinkt. Da wäre ich auch sauer.

Man kann diesen Jungs nicht trauen, hatte Lizzy damals gesagt, lass dich bloß nie mit so einem ein.

Die Ampel schaltet auf Grün, und ich trete wieder in die Pedale.

Wo willst du denn hin, sagt er, radelt so knapp hinter mir, dass sein Vorderreifen fast meinen Hinterreifen berührt, Jungs machen das immer, ich weiß nicht, warum, das ist mir schon hundertmal passiert, auf dem Schulweg. Am Schluss bin ich meistens hingefallen – samt Schultasche – oder abgestiegen, damit ich nicht hinfalle, jedenfalls war das peinlich, vor allen anderen, die gelacht und hinter mir hergerufen haben, dass ich wohl Stützräder brauche.

Wüsste nicht, was dich das angeht, sag ich, ohne mich umzudrehen.

Er pfeift durch die Zähne, kommt noch näher, bis unsere Reifen ein schleifendes Geräusch machen und mein Rad gefährlich zu schlingern beginnt.

Zicke, sagt er.

Ich biege in eine Seitenstraße, das ist eigentlich ein Umweg, aber ich will nicht, dass er mir bis zu Opa hinterherfährt. Wenn ich ihn ignoriere, lässt er mich vielleicht in Ruhe. Hier fahren kaum Autos, der Junge holt auf, bis er mit mir auf gleicher Höhe ist.

Warum bist du gestern einfach weggerannt?, fragt er. Er denkt gar nicht daran, mich in Ruhe zu lassen; er sieht aus, als hätte er jede Menge Zeit, als wären alle seine Freunde gleichzeitig in Skiurlaub oder grippekrank, so als müsste er sich schrecklich langweilen und wäre heilfroh, mich hier an der Ampel erwischt zu haben.

Ich musste nach Hause, sag ich.

Ich weiß ganz genau, das ist eine doofe Antwort, denn niemand rennt einfach so davon, bloß weil man mal eben nach Hause muss, aber etwas anderes fällt mir nicht ein, und man kann ja schlecht sagen, dass man den ganzen Weg lang geheult hat wegen einer alten, gammigen Villa, zumindest ihm mag ich das nicht sagen. Außerdem laufe ich ziemlich häufig einfach so davon.

Aha, sagt er, dabei schielt er in meinen Korb, in dem sich Tupperdosen stapeln und eine Flasche Wein.

In einem großen Bogen umkreisen wir die Häuserzeile, in der mein Opa wohnt. Nach dem dritten Mal biege ich schließlich in die richtige Straße ein und dann in den schmuddeligen kleinen Hinterhof, den sich die Mieter teilen, wo immer verblichene Wäsche an der Leine hängt und der Müll aus den Tonnen quillt.

Am anderen Ende des Hofes, unter den Kastanienbäumen, sitzt Frau Bitschek auf einer Bank und rüttelt an ihrem Kinderwagen, und das Baby schreit sich die Seele aus dem Leib. Es schreit immer, wenn ich es sehe, Frau Bitschek sagt, das kommt vom Elektrosmog, weil direkt neben ihrer Wohnung ein Trafohäuschen steht, das kann man sogar surren hören, wenn man darauf achtet, aber

Opa sagt, das ist Quatsch, das Baby schreit, weil die Leute von da drüben, aus Polen, alle so schreien, das liegt in ihrer Natur, und Frau Bitschek sagt, Elektro, nix gut.

Wieder Opa besuchen, plärrt sie zu uns herüber, ohne mit dem Rütteln aufzuhören.

Ich nicke und ärgere mich ein bisschen, weil der Junge jetzt weiß, was ich vorhabe. Wir stellen unsere Räder ab, ich fummle absichtlich lange an meinem Zahlenschloss herum, damit ich ihn nicht ansehen muss, und hoffe, dass er einfach so verschwindet, aber als ich mit rotem Kopf wieder hochkomme, ist er immer noch da und grinst mich an.

Ich sag's ja, Rotkäppchen, sagt er und verschränkt die Arme vor der Brust, als hätte er nichts weiter zu tun, als hier zu stehen und mir zuzusehen.

Die Bitschek schiebt den Kinderwagen langsam über den Hof zu uns herüber, sie hat blondes, dauergewelltes Haar mit dunklen Ansätzen und ein freundliches, rundes Gesicht mit Doppelkinn.

Na, sagt sie, dein Freund?

Der Junge grinst.

Klar, sagt er, und ich könnte im Boden versinken vor Ärger, davon merkt die Bitschek aber nichts, sie sieht hocherfreut zwischen uns hin und her.

Wie schön, sagt sie, junge Liebe!

Die Haustür steht offen, ich laufe die Treppen hoch, der Korb schlägt gegen meine Knie, an Opas Wohnungstür steckt der Schlüssel, damit ich nicht klingeln muss. Ich

lehne mein heißes Gesicht gegen das Holz. Junge Liebe! Von wegen. Wenn die wüsste! Ich kann sie bis hier oben auf den Jungen einreden hören, dass ich so ein nettes Mädchen bin, wie ich mich um meinen Opa kümmere, wie hübsch ich im letzten Jahr geworden bin, und das alles in ihrem gebrochenen Deutsch. Sie erzählt ihm sogar, dass meine Oma letztes Jahr gestorben ist und an was, an Krebs nämlich. Der Junge sagt gar nichts. Er weiß ja noch nicht mal, wie ich heiße.

Ich dreh den Schlüssel im Schloss, die Tür springt auf, in der Wohnung ist es heiß und stickig. Viel zu heiß. Opa dreht immer alle Heizungen auf, damit er nicht frieren muss.

Er liegt, eingewickelt in eine braunkarierte Decke, im Wohnzimmer auf der Couch.

Malvinchen, sagt er, da bist du ja endlich.

Ich stelle den Korb auf dem Tisch ab, da stehen schon die Flasche Wein, ein Glas und ein Holzbrett mit Brotbröseln. Er hat also schon gegessen.

Deine Hände sind nicht aufgeschürft, sag ich.

Sie liegen faltig und völlig heil auf der karierten Decke, und er tut so, als hätte er nicht gehört, was ich sage.

Natürlich hat er wieder gelogen. Er klopft auf den Platz neben sich, als Zeichen, dass ich mich zu ihm setzen soll.

Du sollst nicht mit der Bitschek sprechen, sagt er, damit ich weiß, dass er mich vom Fenster aus gesehen hat, man darf sich mit denen nicht abgeben, die gehören nicht hierher zu uns.

Ich setze mich auf den Boden, neben die Couch, und schlinge die Arme um meine Knie. Mama sagt, man darf Opa nicht widersprechen, sonst regt er sich auf und wird böse, und wenn er so richtig böse wird, dann weiß er nicht mehr, was er tut. Dann vergisst er, dass er eigentlich ein Schöngeist ist.

Es ist besser, sagt sie, wenn man ihn reden lässt und sich seinen Teil dabei denkt, und Lizzy sagt, man muss immer sagen, was man denkt, und zwar sofort, aber meistens trau ich mich das nicht, sonst würde ich jetzt sagen, dass ich die Frau Bitschek ganz gerne leiden mag, auch wenn ihr Baby immer schreit und die anderen Kinder im Flur herumtoben.

Wer war der Junge?, fragt er und sieht mich scharf an.

Ich grabe meine Fingernägel in meine Fußknöchel und zucke mit den Schultern.

Ich weiß nicht, sag ich.

Opa setzt sich auf, ich will nicht, dass er mich so ansieht, so, als hätte ich etwas verbrochen.

Du lügst doch, sagt er, ich hab doch genau gehört, was er gesagt hat. Er hat gesagt, dass er dein Freund ist. Also lüg mich nicht an.

Und dann sagt er, wie enttäuscht er von mir wäre, und dass ich ihm vertrauen könnte, dass er mein kleines Geheimnis nicht weitererzählt, das sei jetzt unser Geheimnis, und es ist ihm egal, dass ich immer wieder sage, dass ich den Jungen nicht kenne und dass ich seinen Namen nicht weiß.

Ich weiß ihn wirklich nicht. Wir haben ja damals nie mit

den Jungs gesprochen. Wir haben ihnen eigene Namen gegeben, geheime Namen, so wie Hubba Bubba, so hieß der Kleine mit den Kaugummis, und einen nannten wir Pfützte, weil er so blass war und immer ein bisschen krank aussah, und dann gab es einen, der nie auch nur eine Miene verzog, der immer grimmig dreinblickte, der hieß Pokerface. Und dann der Junge. Den nannten wir einfach Klatsche.

Lizzy nannte ihn so, weil sie fand, dass er definitiv einen an der Klatsche hatte.

Der Klatsche ist nicht ganz sauber, hat sie immer gesagt, vor dem müssen wir uns besonders in Acht nehmen.

Ich fand alle anderen mindestens genauso schlimm, aber für Lizzy war der Junge mit Abstand am schlimmsten.

Hast du seine Augen gesehen, hat sie mich mal gefragt, und ich hab gesagt, nein, denn damals hab ich ihn nie von nahem gesehen, und Lizzy hat unheilvoll gesagt:

Aber ich, ich habe sie gesehen ...

Das kann ich Opa natürlich nicht sagen, dass der Junge Klatsche heißt.

Drum sag ich, dass ich jetzt gehen muss, wegen Mama, wegen ihrer Migräne, aber Opa glaubt mir natürlich kein Wort, er glaubt, dass ich mich mit dem Jungen treffen will. Das ist für ihn so klar wie das Amen in der Kirche.

Er zieht mich neben sich auf die Couch, die ist so alt und durchgesessen, die Federn quietschen unter unserem Gewicht, ich kann sie sogar spüren, wie sie sich in meinen Hintern bohren.

Ich bin mir sicher, dass er nicht die Treppe hinuntergefal-

len ist, dass ihm nichts fehlt. Er sieht nicht aus, als würde ihm etwas wehtun.

Das gefällt mir aber gar nicht, sagt er, dass der Kerl dir wichtiger ist. Du weißt doch, dass ich dich jetzt brauche, jetzt wo ich krank bin und deine Oma nicht mehr da ist.

Er macht ein trauriges Gesicht, als müsste er weinen, weil ich ihn nicht mehr gern habe; das ist nur gespielt, sein Gesicht sieht aus wie eine Maske, als hätte er sich eine traurige Clownsmaske übergezogen, die er im Handumdrehen wieder abnehmen kann.

Du hast mich doch lieb, sagt er und fährt mit seinen Fingerspitzen über meine Stirn, die Nase, den Mund, hinunter über den Hals bis zum Ausschnitt meines T-Shirts, dort verharren sie, halten einen Moment still, als würden sie auf Antwort warten.

Ich nicke und fühle mich elend, weil ich ihn nicht lieb habe, im Gegenteil, ich habe Angst vor ihm, das wusste ich vorher bloß nicht, jetzt weiß ich es ganz genau, dass er mir Angst einjagt, wenn er mich so ansieht.

Dann gib mir noch ein Küsschen, bevor du gehst, sagt er und schlingt die Arme um mich. Ganz fest, ich kann seine knochige Brust spüren, die Hände auf meinem Rücken, die über meine Schulterblätter streicheln, und ich höre mein Herz schlagen, laut im Kopf, in den Ohren und im Hals, als wollte es aus meinem Körper springen und davonlaufen.

Ich kann das nicht, sag ich, weil man ja immer sagen muss, was man denkt.

Da lacht Opa und küsst mich wieder, so wie gestern, und ich halte die Luft an und presse die Lippen aufeinander, bis ich denke, jetzt gleich falle ich in Ohnmacht, gleich kann ich nicht länger die Luft anhalten und muss sterben.

Du kommst doch morgen wieder, sagt er.